

Zeitschrift: Schweizer Schule
Herausgeber: Christlicher Lehrer- und Erzieherverein der Schweiz
Band: 40 (1953)
Heft: 5: Sondernummer Bern

Artikel: Bilder der bernischen Kulturgeschichte
Autor: Brändle, Johann
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-530657>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 04.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Gefolge der Industrialisierung brachte es mit sich, daß sich noch im 19. Jahrhundert in einigen größeren Zentren des alten Kantons kleine katholische Gemeinden bildeten, vor allem in Thun und Burgdorf. Wohl brachten die Wirren des Kulturkampfes nochmals schmerzliche Rückschläge, aber auch diese Stürme verebbten wieder und machten ruhiger, gedeihlicher Entwicklung Platz. Die heutige rechtliche Stellung der katholischen Kirche im Staate Bern wird in diesem Heft an anderer Stelle dargelegt.

Wir möchten diese kurze Darstellung des Verlaufs der Glaubensspaltung im Kanton Bern mit den besinnlichen Worten schließen, die Prof. Dr. W. Hadorn im Jahre 1928 der in vornehmem Tone gehaltenen »Ge-

denkschrift zur Vierjahrhundertfeier der bernischen Kirchenreformation« voranstellte und denen wir Katholiken durchaus beipflichten: »Die Reformation hat seinerzeit eine Spaltung der ganzen abendländischen Christenheit und auch unseres kleinen Schweizervolkes erzeugt, deren Folgen in 400 Jahren nicht überwunden worden sind . . . Aber nicht um diese Kluft breiter und tiefer zu machen, erforschen wir die Geschichte der Reformation, sondern um über die Haufen von Trümmern und durch das Gestrüpp menschlicher Irrungen zur Sache, zur Quelle alles Lebens und aller Wahrheit vorzudringen, zu der Wahrheit, die uns nicht nur frei, sondern auch eins machen muß, auch wenn noch Jahrhunderte darüber vergehen sollten.«

BILDER DER BERNISCHEN KULTURGESCHICHTE

Von Dr. Johann Brändle

Wenn im Jahre 1848 die junge Vereinigte Bundesversammlung Bern zur Bundesstadt erkor, so erhielt die Stadt diese Auszeichnung, nicht weil sie Hauptort des größten Kantons war, sondern weil sie sich durch die staatsmännischen Fähigkeiten ihrer politischen Führer größtes geschichtliches Ansehen erworben hatte. Zudem lag die Stadt dank ihrer geschichtlichen Vergangenheit im Schnittpunkt germanisch-romanischer Kultur. Wenn auch Bern durch den teilweise selbstverschuldeten Zusammenbruch der alten eidgenössischen Ordnung im Jahre 1798 riesige Verluste erlitt, so konnte es trotzdem das alte Königswort Franz' I. auch hier beanspruchen: Alles verloren, nur die Ehre nicht. Und schon besaß das junge Bern in Ochsenbein und Stämpfli zwei liberale Führer, die sich durch außerordentliche politische Klugheit auszeichneten.

Diese Fähigkeit staatsmännischen Denkens hatte sich in Bern nicht erst im wechselvollen Laufe der Geschichte ausgebildet, sondern war schon für Berns Eintritt in den

Bund der Eidgenossenschaft im Jahre 1353 kennzeichnend. Ja, noch mehr! Eine politische Tat ersten Ranges war die Gründung der Stadt Anno 1191 durch Berthold V. von Zähringen. Bern entstand nicht wie viele andere deutsche Städte: sie bildete nicht am Ausfluß eines Sees einen natürlichen Verkehrsknotenpunkt wie etwa Zürich oder Luzern, noch wuchs die Stadt wie St. Gallen um eine Klosterzelle herum. Bern war als Festung gedacht, nach einem bestimmten Plan gebaut: ein militärischer Stützpunkt der Zähringer, der Rektoren von Burgund, gegen die vielen unbotmäßigen Ritter ringsherum, dann Reichsstadt der Staufer, von diesen wie keine andere alemannische Stadt mit Freiheitsrechten ausgestattet. So wurde Bern, nach allen Himmelsrichtungen ausgreifend, groß und mächtig, dem stolzen Rom vergleichbar, wie seine Bürger meinten.

Noch heute zeigt der Stadtkern — darum für Fremde ein beliebteres Ziel als das neuzeitliche, aber auch eidgenössische Zürich

— die mittelalterliche Struktur. Auf den Sandsteinklippen einer langgestreckten Halbinsel erhebt sich die Stadt, dreiseitig durch die Aare geschützt, gegen Westen, im Laufe der Zeit weiter vordringend, wehrhaft durch Graben und Mauer, Türme und Tore. Die drei sich sachte der Bodenform anschmiegenden Längsachsen werden durch die Kreuzgasse, durch die westlichen Abschlußgürtel beim Zeitglocken-, beim Käfig- und beim Christoffelturm nicht nur baulich, sondern auch politisch begrenzt. Gegen Sonnseite wohnten in der Junkerngasse die Ritter, später die Patrizier. Noch heute zeugt der hochumgitterte Erlachhof von der Pracht bernischer Aristokratie. Auch die andern Quartiere waren nach Zünften, die zugleich mit ihren Vennern an der Spitze militärische Einheiten mit eigenen Bannern bildeten, geordnet. Unverändert in seiner ursprünglichen Anlage hat sich das Stadtbild nur vom Zeitglockenturm bis zur Nydeckbrücke erhalten. Freilich mußten die Holzhäuser schon im Spätmittelalter den feuersicheren Steinbauten weichen, und die dichtere Baubesiedlung verdrängte die Viehstallungen und die die Häuser umgebenden Gärten immer mehr. Aber auch die Bauweise und die Innen- und Außen- ausstattungen unterlagen dem Wandel der Zeiten. So gleicht auch heute noch kaum ein Haus dem andern. Aber trotz der Vielfalt der Stile der einzelnen Häuser erweckt die Monumentalität der reichverzierten Häuserfronten der Längsgassen den Eindruck großer Stileinheit. Immer wieder vermochte Bern fremde Stilelemente in den ursprünglichen Grundriß einzuverleiben. Diese Fähigkeit der Einschmelzung fremder Kräfte entspricht echter Berner Art. Der obere Teil der Stadt ist durch den Abbruch der westlichen Stadtmauern, des Christoffelturmes (1865) und durch den Bau des allzu oft geschmähten Bundeshauses empfindlich verändert. Und doch vermochte Bern auch hier sein bernisches Gesicht zu bewahren. Dazu gehören die schon

im 15. Jahrhundert nachweisbaren Lauben. Noch heute spazieren alt und jung in diesen für die heutige Bevölkerungszahl zu engen Lauben. Nicht nur die Bernerinnen, auch Verliebte treffen sich mit Vorliebe bei der Loebecke, um dann zuerst ein wenig zu »läubele«. Doch zum Bild der Stadt gehören auch die vielen zum großen Teil von Hans Giengs im 16. Jahrhundert errichteten Brunnen, die dem Laufe des im 18. Jahrhundert gedeckten Stadtbaches folgen: der Zähringer-, der Ryffli-, der Moses-, der Anna-Seilerbrunnen usw. Und wer bewunderte nicht die antikisierende Spätgotik des Gerechtigkeitsbrunnens! Auf hohem Säulenschaft steht die Justitia mit verbundenen Augen, in der rechten Hand das vertikal gegen den Himmel gerichtete Schwert, in der linken die Waage; zu ihren Füßen die Repräsentanten der vier irdischen Mächte: Papst (Theokratie), Kaiser (Monarchie), Sultan (Autokratie) und Schultheiß (Republik). Und wer erfreute und entsetzte sich nicht zugleich am Kindlifresserbrunnen, mag der Kindlifresser nun die Schandfigur eines brunnenvergiftenden und kinderfressenden Juden oder eine bloße Faschachtsfigur, wie neuere Deutung will, sein! Zum gefräßigen Bären und Bern paßt er auf jeden Fall. Daß die Bären wenigstens gefräßig sind, weiß jeder Besucher des Bärengrabens. Hier tollten sich Berns Lieblinge, die Mutzen, herum, drollig und gutmütig, bedächtig und gewandt, kräftig und hinterlistig — nach alter, echter Berner Art. Stark war die Bautätigkeit im 18. Jahrhundert. Bedeutendster Baumeister Berns im 18. Jahrhundert war Niklaus Sprünglin. Das folgende Jahrhundert brachte nun der Stadt als Bundessitz große bauliche Veränderungen; aber noch größere die heutige Wirtschafts-, Verwaltungs- und Baupolitik. Immer stärker weitet sich die Stadt gegen Westen aus, greift in den andern Himmelsrichtungen mit gewaltigen Brücken über die Aare und verbindet sich so allmählich mit den umliegenden Ortschaften Bümpliz,



BLICK AUF DIE STADT BERN, VON OSTEN AUS GEGEHEN.

1763 – Sammlung der Landesbibliothek, Bern

Köniz, Muri, Ostermundigen und Zollikofen, zum Teil heute eingemeindet. Trotz der großen Entwicklung bemüht sich Bern, wenigstens den alten Stadtkern unverändert zu erhalten, sein ruhmreiches Gesicht zu wahren. Zu diesem Gesicht gehört auch das vor einigen Jahren renovierte prächtige gotische Rathaus. Und jeder Fremde, wenn ihm auch die Zeit zum Besuche der vielen Museen fehlt, möchte wenigstens im Kornhauskeller einen Trunk nehmen; — er möge aber nicht versäumen, auch das Bürgerhospital, dieses Meisterwerk des profanen Spätbarocks in der deutschen Schweiz, eines Blickes zu würdigen! So zeigt sich dem Betrachter vom Gurten und vom Rosengarten, dem ehemaligen Friedhof, die Altstadt in ihrer ganzen aristokratischen Größe und Schönheit, überragt vom mächtigen gotischen Münster, mit dessen Bau Matthäus Ensinger, Sohn des berühmten Straßburger Münsterbaumeisters Ulrich von Ensingen, im Jahre 1421 begonnen hatte, überragt vom imposanten Bundeshaus: Christentum und Demokratie.

Aristokratisch wie die Stadt ist auch die Geschichte Berns. Es ist das Patriziat, das Bern groß gemacht hat. Nach beinahe römischen Maximen regierte dieser militärische Senat die Stadtbewohner und die Untertanen, klugen Blicks den eigenen Vorteil während, keine Gelegenheit für Machtzuwachs, Ruhm und Größe versäumend. Nur in straffer Zucht und Ordnung schien die in vielen in- und ausländischen Unternehmungen engagierte Wehrkraft gesichert zu sein. Notwendigerweise mußten Kunst und Wissenschaft hier einen steinigen Boden finden. Nirgends wie hier herrschte die Zensur, die jedes neuzeitliche Forschen der Unbotmäßigkeit verdächtigte. Selbst die religiösen Angelegenheiten regelte fast ausschließlich die ununterbrochen tagende Behörde. Wiedertäufer und Pietisten wurden ebenso verfolgt wie Gelehrte, die meinten, Descartes' Lehren in der Stadt einführen zu müssen. Papisten und Satanskünstler waren seit der Reformation, dieser großen historischen Zäsur, verhängnisvoll und befruchtend, eins. Noch um 1725 traf der Ge-

brauch der Orgel beim Gottesdienst in Burgdorf auf den Widerspruch der bernischen Geistlichkeit, die dies als eine »abscheuliche papistische Neuerung« bezeichnete. Hier war die Herrschaft wahrhaftig nicht römisch, sondern spartanisch. Väterliche Fürsorge und Zuchttrute hielten das Ganze zusammen: die Stadt sorgte für Pfarrer, Ärzte, Apotheker, für gefüllte Speicher und gute Hospitäler und selbstverständlich für die Waffen. Kunst und Wissenschaft hatten in erster Linie der Polis zu dienen. Wohl schätzte man kostbare Teppiche, golddurchwirkte Banner und prachtvollen Schmuck; aber es waren doch meistens Beutestücke aus siegreichen Kriegen (Burgunderkriege!) oder ehrenvoller Preis für staatliche Leistungen. In solcher Größe mochten sich dann die führenden Patrizier gern im Bilde des Künstlers wiedersehen. Steinmetzen, Kunstschlosser, Maler und Radierer standen oft in Diensten der Stadt. Auch wenn es der Burgerschaft sicherlich nie an fröhlichen Unterhaltungen und an sorglosem Spiel gefehlt hat, so sah der Rat dieses lose, nur zu leicht die Unterwürfigkeit gefährdende Treiben eher mit Mißmut an. Noch an Ostern 1796 fand die Obrigkeit, eine Wiederholung von Mozarts »Zauberflöte« verbieten zu müssen, für angebracht. Auch um die Bildung der Jugend, wenn wir von den Patriziersöhnen absehen, scheint es trotz den zahlreichen Schulen nicht immer zum besten bestellt gewesen zu sein. Wozu taugen Bildung und Fortschritt, wenn Unehrllichkeit, Roheit und Unzufriedenheit trotzdem nicht abnehmen! Und E. von Rodt, Architekt und Historiker, fragte sich noch um 1898, wozu »hygienische' Schulbänke nützen, so lange die armen Kinder sechs bis sieben Stunden an diese gekettet werden, mit dem Endresultat, daß schließlich nur 50 Prozent der männlichen Jugend zum Dienste des Vaterlandes tauglich erfunden werden?!« Einfachheit allein mache ein Volk stark und glücklich. Wehrfähigkeit, Dienst am Staat war und ist

bernischer Wille und bernische Tat! Republikanischer Absolutismus! So bewachte die Republik mit scharfem Auge und kräftiger Hand die Einfachheit und Botmäßigkeit des Volkes. Der amtlich anerkannte Historiograph Lauffer meinte: »Man würde uns sogar verbieten zu denken, ginge es an . . .« Der Geist des Volkes schien für das öffentliche Wohl am geeignetsten mit den Jahrbüchern der Republik, dem Verzeichnis ihrer Vorschriften und der Bibel genährt zu sein; — alles übrige mochte, wenn nicht schlechte, so doch zweifelhafte Lektüre sein. Wahrlich, Bern war nicht Basel und nicht Zürich! Wer die Feder zu führen wußte, war geachtet, wenn er dies tat im Dienste des Staates.

Die Ritterdichtung des Spätmittelalters ist für Bern ohne große Bedeutung. Die kräftig aufstrebende und sich mit allen Mitteln ausweitende Stadt bedurfte der Wehrkraft der städtischen Junker; Kunst und Dichtung hielten von diesem Ziele ab und machten einen schlaff. Als Baumeister zeichneten sich im 14. Jahrhundert die Bettelorden (Predigerkloster) aus. Diesem Orden gehörte auch Ulrich Boner, berühmt durch seine Fabeldichtung »Edelstein«, an. Dem Hause des Deutsch-Ordens, zu dem Bern kirchlich ursprünglich gehörte, entsprangen die Anfänge der kunstmäßigen Geschichtsschreibung Berns (»Conflictus apud Loupon«). Die Bildung des geschichtlichen Bewußtseins vollzog sich außer in den vielen Kriegsliedern in einer absichtlich im Dienste des Staates stehenden Historiographie, die zugleich öffentliche Legitimation richtiger Politik und Lobpreisung der eigenen Tüchtigkeit bedeutete. Die drei hervorragenden von der Regierung beauftragten Historiker des alten Bern waren Konrad Justinger, Diebold Schilling und Valerius Anshelm. Alle drei schrieben ihre Werke als Abschluß wichtigster politischer Ereignisse: Justinger nach der Eroberung des Aargaus, Schilling nach den glor- und siegreichen Burgunderkriegen und Ans-



ANSICHT DES ZEITGLOCKEN-TURMS IN BERN

Sammlung der Landesbibliothek, Bern

helm zur Rechtfertigung der Reformation in Bern. Aber auch die Bernerchronik von Michael Stettler (1580—1642) sei erwähnt. In dieser bildete er die Vorstellung vom »göttlichen Recht der gnädigen Herren und Obern« aus. Dieses auf fleißigem Urkun-

denstudium beruhende Werk gab auf der Tagsatzung in Baden 1627 zu Reklamation des zürcherischen Abgesandten Anlaß. Gerade hier erkennen wir wiederum die aktuell politische Bedeutung der Berner Historiographie. In dieser bewußten, nicht

antiquarischen, sondern politischen Geschichtsschreibung zeigte sich Bern in seiner Größe und in seiner Macht.

Die straffe Selbstzucht ritterlichen und handwerklichen Gemeinsinnes, auf dem der Berner Staat ruhte, bekundet sich auch in der Sammlung von Staatsreden, die der aus dem Aargau stammende Stadtschreiber Thüring Fricker (1429—1519) überlieferte. Diese Staatsreden sind »die ältesten Denkmäler eidgenössischer bürgerlicher Beredsamkeit« (Nadler). Im Dienste des Staates stand auch die hauptsächliche Tätigkeit von Niklaus Manuel (1484—1530), ebenso berühmt durch seine Totentanzbilder an der Kirchhofmauer des Berner Predigerklosters wie durch seine leidenschaftlichen Angriffe auf die kirchlichen Übelstände und Einrichtungen, berühmt als Reformator und als Gesandter Berns bei Tagsatzungen und Disputationen. Zweifellos ist Manuel eine der genialsten Persönlichkeiten der damaligen Eidgenossenschaft.

Nach der Durchführung der Reformation und nach der Niederlage der Eidgenossen bei Marignano ist die Großmachtpolitik Berns im wesentlichen zu Ende. In der Folge machte sich der Einfluß Frankreichs immer stärker bemerkbar. Und noch einmal offenbarte sich Berns Größe. Wie keinem andern Staat gelang ihm eine Synthese zwischen deutschem und französischem Wesen; beide Elemente werden organisch assimiliert. Aus dem Willen zu einer solchen kulturpolitischen Leistung kann Bern auch heute nicht auf das französische Element (Jura!) verzichten — und dies zu Recht! Die übrige politische Tätigkeit begann aber immer mehr in lebensferner Staatlichkeit zu erstarren. Verstand das katholische Frankreich das reformierte Bern zu neutralisieren oder wollte Bern auch hier in der eidgenössischen Politik vermitteln? Noch pries zwar der Schaffhauser Historiker Johannes von Müller die bernische Politik als die ruhmvolle Leistung des bernischen Patriziats. Die bedeutenden Männer

der kommenden Zeit aber standen meistens in Opposition zum regimentsfähigen Patriziat. Freilich war Berner Sinn und Geist auch für sie Grundlage ihrer Existenz. Weder Beat Ludwig von Muralt (1665—1749) noch Albrecht von Haller (1708—1777) sind Europäer im Sinne der Aufklärung. Während Muralt durch seine »Briefe über die Engländer und die Franzosen«, 1725 gedruckt, berühmt wurde, galt Haller zu seiner Zeit als einer der größten europäischen Gelehrten. An der neugegründeten Universität Göttingen schrieb er seine erstaunlichen Werke in der Botanik, Physiologie und Anatomie. Seine in jungen Jahren durchgeführten Alpenreisen gaben ihm nicht nur das Material für seine dreibändige prachtvoll illustrierte Schweizer Flora, sondern erweckten in ihm auch die Kraft zu großer Dichtung. Zu höchstem Amte berufen, trieben ihn, den Aufgeklärten, die barocke Angst des Lebens und das Heimweh in die Vaterstadt zurück, wo seine Größe nicht erkannt wurde. Muralts und Hallers Wirken blieben ohne Einfluß auf das politische Leben, auf den Staat. Nirgends so deutlich wie hier sehen wir die immer heillosen werdende Kluft zwischen Patriziat und Volk. Schon 1658 wagte Graviseth in seinem merkwürdigen Büchlein »Heutelia«, womit Helvetia gemeint war, eine Kritik am Patriziat. Und Samuel Henzi, ein Eiferer gegen die patrizischen Vorrechte, endete 1749 auf dem Schafott.

Die Krise des Überganges vom 18. zum 19. Jahrhundert zeigte sich vor allem in den zwei bedeutendsten, noch heute in Bern verfeimten Köpfen: dem zum Katholizismus übergetretenen Carl Ludwig von Haller, Rechts- und Staatstheoretiker von europäischem Ausmaß, und dem Junker Karl Viktor von Bonstetten, der wie kein zweiter deutsches Gemüt und welschen Geist in sich verkörperte.

Daß Bern auch in der Neuzeit groß blieb, verdankte es der geistigen Umgestaltung,

die sich aus dem Berner Volk und aus der Berner Landschaft heraus vollzog.

Jakob Kuhn, Pfarrer zu Sigriswil am Thunersee, gab 1806 seine Sammlung »Volkslieder und Gedichte« heraus. Die Melodien dazu komponierte zum Teil er selbst, andere stammten von seinem St. Galler Freund Ferdinand Huber. Viele dieser Lieder, wie »Ha a-n-em Ort es Blüemli gseh«, »Uf de Berge isch guet lebe« oder »Der Ustig wott cho«, gingen so sehr in den Volksbesitz über, daß man darob Dichter und Komponist vergaß. Dennoch hat Kuhn den Sinn für das Volkslied erst richtig geweckt. Johann Rudolf Wyß, Lehrer der Philosophie an der Berner Akademie, ließ 1815 die »Idyllen, Volkssagen, Legenden und Erzählungen aus der Schweiz« drucken. Er, jedem Schweizer durch seine Hymne »Rufst du, mein Vaterland« bekannt, hinterließ gar eine neunbändige Volksliedersammlung. Seit dem Siege Bodmers und Breitingers, der beiden Zürcher, war die heimatliche Mundart auch wissenschaftlich in ihrer Eigenständigkeit und Größe anerkannt; ja die Mundart erweist sich als der eigentliche Sauerteig der Schriftsprache. Welche Mundart dürfte sich da in ihrer Ausdruckskraft und Bildlichkeit mit der Berner Mundart messen! Und welch sprachgewaltige Mundartdichter: Rudolf von Tavel, Simon Gfeller, Otto von Greyerz. Von Greyerz war es auch, der durch seine Dichtungen das Berner Heimattheater belebte. Aber auch Emanuel Friedli sei mit seinem grundlegenden Werk »Bärndütsch als Spiegel bernischen Volkstums« nicht vergessen. Im Schriftdeutschen bewegt sich der Berner eher schwerfällig, ja linkisch. Die geistig-seelisch viel tiefere Bindung des Berners an seinen Dialekt macht ihm das Schriftdeutsche zu einer unvertrauten und fremden Sprache. Er assimiliert lieber französische Sprachelemente. Und doch, über welche sprachliche Gewalt verfügte nicht der größte Dichter unseres

Landes, Jeremias Gotthelf (1797—1853), auch er aus der Berner Landschaft. Aus einer wilden, unbändigen Natur gestaltet er sein Werk, das einen unbittlichen Kampf gegen die sittenlose Umwelt, die Schulnot, die Verwahrlosung der Jugend, die Trunk-



JEREMIAS GOTTHELF

Von J. Barth

Sammlung der Landesbibliothek, Bern

sucht, den Geldgeist darstellt. Er kennt keine literarischen Ambitionen, nur das Volk möchte er belehren, es unterweisen, seine Sitten verbessern, ihm den Sinn für die christliche Religion zurückgeben. So hat er das Bild der Menschen gezeichnet, wie es ist und wie es sein sollte, eingebettet in der von göttlichem Geist erfüllten Natur, in der Spannung zwischen Gott und Satan. In allen seinen Werken, aus edelstem Bauerngeist und reinstem Christentum erwachsen, geht es ihm um die Frage nach dem rechten Menschsein, um die rechte Ordnung des Menschen in der Schöpfung, um den Menschen als sittliche Existenz. Wenn ihm, dem einstigen Anführer der Liberalen in der Stadt, die junge liberale Politik auch

keineswegs den erhofften christlichen Geist verwirklichte, so zog er sich nicht resigniert zurück; mit um so leidenschaftlicherer Kampfbereitschaft stürzte er sich ins Geschehen. Und müssen wir uns nicht gerade heute der prophetischen Worte, die er in einem Brief vom Jahre 1849 geschrieben hat, erinnern: »Ich habe Ihnen schon früher gesagt, daß ich Blut und Graus erwarte, eine Bluttaufe... Ich denke, sie kommt auch noch über uns. Wir sind noch lange nicht am Ende der Dinge.« In tiefster Kenntnis des herrschenden Zeitgeistes, der doch so Herrliches in Wissenschaft und Technik hervorgebracht hat, macht er sich auf eine »religionslosere, aber desto blutigere Zeit« gefaßt. Seine Behauptung, daß die großen politischen Ideologien des neunzehnten Jahrhunderts nur ein schlechter Ersatz für den verlorenen Christenglauben seien und daß der Sozialismus einst vom Despotismus abgelöst würde, erwies sich, wie die Entwicklung auf den heutigen Tag zeigt, als nur zu richtig.

Aber auch des andern großen Erziehers sei gedacht: Philipp Emanuel von Fellenberg (1771—1844). Die von ihm gegründete Schule in Hofwil wurde eine weithinwirkende Pflanzstätte der neuen Schweizerbildung. Zusammen mit Pestalozzi und Père Girard hat er Wertvollstes für die schweizerische Volksschule geleistet. In seine Zeit fällt auch die Gründung der Universität Bern (1834), auf deren Lehrstühlen bedeutende Forscher wirkten und Berns Namen in die weite Welt hinaustrugen. Statt der vielen sei der Nobelpreisträger Theodor Kocher (1841—1917), hervorragender Chirurg, genannt.

Schließlich sei kurz auch noch der Kunst in Bern gedacht. Daß Bern für Kunst und Wissenschaft eher ein steiniger Boden war, wurde schon gesagt. Dies trifft vor allem für die Zeit nach der Reformation zu. Schon aus dem 15. Jahrhundert haben wir von einem lebhaften Kunstgewerbe Kunde;

wenigstens vereinigte seit 1504 eine Bruderschaft mit eigenem Altar in der Predigerkirche die Künstler. Wie gering dann, durch die Reformation bedingt, das Verständnis für die Kunst gewesen ist, bezeugen die Worte Valerius Anshelms, der den im »Gastmahl« geäußerten Gedanken Platons über die irdische Unsterblichkeit des Künstlers im Kunstwerk auf die Schrift, die historisch-politische, einengt: »Es gibt für den sterblichen Menschen kein anderes Mittel, auf Erden unsterblich zu leben, als durch die Schrift, ohne welche alle seine Taten in Vergessenheit sinken und absterben und er selbst wenig Vorzüge hätte vor den unvernünftigen Tieren.« Falls mit der Schrift die Bibel gemeint ist, schränkt sich die künstlerische Tätigkeit noch stärker ein.

Eine weitverbreitete und hochstehende Pflege fand im 15. und noch zu Beginn des 16. Jahrhunderts die Glasmalerei. Der Straßburger Johann Fischart, der in seiner Schrift »Aller Praktik Großmutter« die Charakteristika der verschiedenen Länder aufzählt, nennt »gemalte Fenster und Glasmaler« als besonderes Merkmal der Eidgenossenschaft. Der hervorragendste Meister in Bern war Hans Sterr. Freilich ist in Bern weder von ihm noch von andern viel vorhanden. Wenn sich auch einiges im Sturm der Zeiten in Patrizierhäusern erhalten konnte, so fiel doch das meiste dem Bildersturm zum Opfer. Ganz übel erging es dabei den Werken der Goldschmiedekunst. Von den Stickereien des 16. Jahrhunderts seien die im Historischen Museum befindlichen St.-Vinzenzen-Teppiche erwähnt. Noch ins 15. Jahrhundert gehört das von Erhart Küng geschaffene grandiose Jüngste Gericht am Münsterportal.

Genialster Maler der Reformationszeit war zweifellos Niklaus Manuel, dessen »Totentanz« uns leider nur in der fragwürdigen Kopie Albrecht Kauws (1649) erhalten ist. Die Reformation vernichtete nicht nur das meiste aus der alten Zeit, sondern ent-

zog den Malern auch die nötigen Aufträge. Die Malerei sah sich deshalb auf das Porträt zurückgedrängt. Wichtig wurde dafür die Heraldik, deren Meister im 17. Jahrhundert Johann Düntz war. Erst das 18. Jahrhundert brachte die Malerei zu neuer Blüte. Von dem vom französischen Stil beeinflussten Genremalern seien erwähnt: Sigmund Freudenberger, Johann Ludwig Aberle, Franz Niklaus König, Lory, Vater und Sohn. Im 19. Jahrhundert fanden Karl Stauffer, Albert Anker und Max Buri weit über die Schweiz hinaus Anerkennung. Der 1922 verstorbene Wilhelm Balmer ist wohl jedem Schweizer durch das Landsgemeinde-

bild im Ständeratssaal bekannt. Alle diese Maler aber hat Ferdinand Hodler (1853 bis 1918) an Bildkraft übertroffen. Obwohl er meistens in Genf wohnte, war er tief im Wesen der Berner Heimat verwurzelt. Seine ungeheure Schaffenskraft, die im Bild dem Land und dem Volk ein neues Gesicht prägte, mußte in harter Not, vom Ausland gepriesen, um die Anerkennung in der eigenen Heimat kämpfen. Und doch ist Hodler der schweizerischste Maler.

Manuel, Haller, Gotthelf, Hodler: wahrlich, Bern hat der Schweiz Wertvollstes geschenkt!

ZUR BERNISCHEN SCHULGESCHICHTE

Von Dr. Eugen Egger

Die Schulgeschichte Berns läßt sich in vier Perioden einteilen. Die erste dauerte von der Gründung Berns im Jahre 1191 bis zur Reformation im Jahre 1528. Es ist keine Schulordnung aus dieser Zeit bekannt, die uns sagen würde, was damals Ziel und Umfang des Schulunterrichts gewesen wäre. Wir müssen uns an Vergleiche halten, etwa mit der Schule im benachbarten Freiburg i. Ue., der andern Zähringergründung, über deren Geschichte wir besser unterrichtet sind. Wir können annehmen, daß zu dieser Zeit in Bern, wie überall, die Schule ganz im geistlichen Machtbereich stand. Da die Stadt nach Köniz pfarreigenössig war, haben die Kinder zuerst wohl auch dahin zur Schule geschickt werden müssen.

Schon in der Handveste Kaiser Friedrichs II. von 1218 wird bereits ein Schulmeister für die Stadt erwähnt. So heißt es in Artikel 7: »Illud etiam vobis statuendo promittimus, quod nos nec aliquis successorum nostrorum vobis Scultetum, Sacerdotem, Scholasticum, Sacristam, Consules, Precorem...«. Nach dem Schultheiß und dem Priester wird also der Schulmeister ge-

nannt. Aus der Reihenfolge dieser Namen läßt sich schließen, daß das Schulmeisteramt damals eine recht angesehene Stellung bedeutet hat und daß dieses Amt, weil zwischen Priester und Sakristan erwähnt, zum Kirchendienst gehörte. Die Schule bemühte sich fast ausschließlich um den Religionsunterricht. Mit der Gründung von neuen Klöstern entstanden auch neue Schulen. Diese hatten aber alle den gleichen Charakter der »Kinderlehre«. Der Unterricht wurde überdies in lateinischer Sprache gehalten.

Bern mußte in den ersten Jahrhunderten seines Bestehens zuviel Fehden und Kriege führen, als daß sich die Stadtväter der Pflege von Wissenschaft und Kunst eindringlich hätten annehmen können. Im 15. Jahrhundert begann sich das geistige Leben dann reger zu entfalten. So wurde in Bern ein Stipendium ausgesetzt, das sechs Jünglingen den Besuch der Universität Bologna ermöglichen sollte. Es wurde jetzt auch in deutscher Sprache Schule gehalten. 1481 hat man eine »wohnsame Schule neu aufgericht«, und es sind bereits vier Schulmeister